

nannte. Ja, er war ein Hochstapler, aber einer von den ganz Großen der Zunft, ein Rivale und Duzfreund des weithin berühmten Manolescu. Seine genialen Schwindeleien erfüllten die Welt immer aufs neue mit Abscheu und Bewunderung, und selbst die Gerichtshöfe der verschiedenartigsten Staaten hatten ihm kaum je ein verdammenderes Urteil sprechen können, weil John Raglan immer alles so geschickt bedachte und so großzügig anlegte, daß er nie zu finden war, vielmehr immer die Lacher und die Sympathien auf seiner Seite hatte.

John Raglan bezahlte jetzt seinen Kaffee und schickte sich an, das Lokal zu verlassen. Es litt ihn nicht länger im geschlossenen Raum, er mußte seinen Gedanken ins Freie tragen, damit die Luft ihn töten oder ihn zu köstlicher Blüte entfalten sollte. Der Cullinan war schon vor Monaten aus Südafrika in Holland eingetroffen, um dort in einer der berühmten Diamantschleifereien zugeschliffen zu werden, wie es sich für einen Riesenbrillanten gehört. Die Vorsichtsmaßregeln, unter denen der Märchenstein damals gelandet und nach der Schleiferei gebracht worden war, hatten den Zeitungen Stoff gegeben zu ganzen Spalten und schon damals, vor Monaten, John Raglans Phantasie angeregt. Jetzt, in diesen Tagen, sollte der Cullinan die Reise nach London antreten und am Krönungstage zum erstenmal sich der staunenden Menge enthüllen. Über den Zeitpunkt seiner Abreise, über das Schiff, das ihn tragen, über die Bedingungen, unter denen er über das Meer setzen wollte, wurde zwar tiefstes Stillschweigen bewahrt, aber da und dort sickerten in den Zeitungen doch kleine Entrefilets durch, die John Raglan abermals anregten und zu geschickten Nachforschungen veranlaßten. Viel hatte er freilich nicht erfahren, obwohl er diesmal mit dem Gelde noch weniger sparte als sonst. Die Beamten und Arbeiter der Schleiferei zeigten eine trostlose Verslossenheit, und auch mit den allerfeinsten Fühlfäden war nur wenig über den Märchenstein zu erspähen. Immerhin wußte schon John Raglan, daß der Cullinan morgen oder übermorgen in See stechen und in Queenboro ans Land gehen würde.

John Raglan ging nachdenklich und planlos durch Straßen, die ihm gleichgültig waren. Er blieb einmal an der Herrengracht stehen, blickte abwesend auf die grünen Wasserlinien, die wie Samt den stillen Wasserlauf beperlten, schritt mit einem kleinen Lächeln am Hause Sixt vorüber. Im Hause Sixt war er zwei Monate lang als Diener verkleidet gewesen und hatte in der Maskerade des ergebenen und treuen Lakaien drei Rembrandts und zwei Ruysdaels entführt, deren Verlust Herr Sixt erst viel später, als John Raglan längst außer Landes war, entdeckt hatte und die heute die Sammlung eines bekannten amerikanischen Milliardärs zieren. Inzwischen hatte das Haus Sixt aufgehört, Privatbesitz zu sein, war mit all seinen Kunstschatzen an den Staat übergegangen . . . Wie das John Raglan einfiel, wurde er ein wenig melancholisch und seufzte. Ach, wie vergänglich war doch irdische Größe! Als er das Sixtsche Haus im Rücken hatte, schalt er sich selber aus. Wahrhaftig, das war nicht die rechte Stimmung, wenn man einen großen Gedanken in sich trug! Solch ein Gedanke war ja wie keimendes Leben, dem alles schaden kann, was ihm von außen her durch das Medium der Mutter zugeführt wird. Fröhlich mußte man sein, kühn und fest im Glauben an sich selbst — Taten, die in einem anderen Dunstkreis entstehen, tragen den Todeskeim in sich, mißlingen noch im letzten Moment. Einmal hatte er das erlebt, ganz genau erinnerte er sich noch daran. Das war damals gewesen, als er den „Regent“ aus der Wiener Schatzkammer stehlen wollte und zugleich ein liebes, dummes Mädel im Sinn trug, das mit ihm von Linz nach Wien gefahren war. Damals war alles glänzend vorbereitet und gelungen